

Früh vollendet

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749468>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mehr als zweihundertsechzig Gedichte von über hundertdreißig Autoren mit vornehmem Geschmack ausgewählt, und in die Rubriken „Jugendlust“, „Liebe“, „Vinum bonum“, „Heimat“, „Natur“, „Wanderschaft“, „Im Sturm“, „Häuslichkeit“ und „In der Stille“ eingeordnet, vereinigt dieses Werk. Ich kann diese Anthologie auf das Allerwärmste empfehlen. Sie ist ein Hausbuch, dessen sich jedes Alter erfreuen kann.

ZÜRICH

CARL FRIEDRICH WIEGAND



FRÜH VOLLENDET

Ein leiseversöhnender Glockenklang scheint sich dem Titel dieser Novellensammlung¹⁾ zu entswingen. Auf sie zurückblickend können wir ihn hören; was wir aber in der unmittelbaren Nähe des Buches wahrnehmen, ist der Hammerschlag der Lebenstragik.

Diesen Schlag führt in unserer schweizerischen Literatur überhaupt Jakob Bosshart und er geht in die rechte Schmiede, dorthin, wo die Armut am Herde sitzt und allen befreienden Mächten den Riegel stößt. Ferner sucht er, in diesem Buche wenigstens, die vollkommensten Opfer der Armut, die in ihren Bereichen mit vornehmer Seele und reizender Gestalt geborenen Kinder. Diesen, so urteilt in diesem Buche Bosshart, frommt am besten der Tod. Zwei der jungen Helden suchen ihn denn auch freiwillig, sofern sinnlose Angst und ratlose Verzweiflung beim Kinde einen freien Willen noch zulassen.

Die erste Erzählung („Salto mortale“) stellt einen unglücklichen Fluchtversuch aus der Armut dar. Ein weltkundiger, unbesieglcher Streberwille einerseits und die beschränkte Unerfahrenheit andererseits setzen ihn ins Werk; die Mühe und Gefahr laden sie zwei Kindern auf die Schultern, die sie willig tragen, bis Kraft und Leidenschaft versiegen. Im Augenblick wo dies geschieht, wendet der Streber sich mitleidslos ab. Die Gutwillige (die Mutter), durch das Abenteuer unselig verwirrt, treibt durch Vorwürfe das eine ihrer geliebten Kinder in den Tod.

Die Sache verläuft so: Ein ausgedienter Zirkusmann mietet sich in der Dachwohnung einer jungen Witwe ein. Naturgemäß fallen die beiden Knaben dieser Frau unter die Obhut des an seinen Nachmittagen Unbeschäftigten, während die Mutter ihrem harten Brote als Wäscherin nachgeht. Angesichts der wohlgestalten Büblein regt sich das alte Artistenblut. Der sonderbare Kindswärter lehrt die entzückten Kleinen Purzelbäume schlagen und auf den Händen gehen. Die Krausköpfe füllt er mit Märchen, deren Trostverlassenheit die armen hungrigen Schelme nicht ahnen. Dukaten wachsen in diesen Märchen an den Bäumen und geschickte, kluge Kinder können das Gold auffangen. Aus dem Spiel wird Ernst, aus Herrn Häberle wieder Signor Ercole, und aus der armen Witwe Zöbeli, deren Widerstreben

¹⁾ *Früh vollendet*. Novellen von JAKOB BOSSHART. Verlag H. Haessel, Leipzig 1910.

der „Wohltäter“ mit der Aussicht auf mühelosen Gewinn und auf seine Hand gewinnt, die Mutter der Fratelli Zobelli, der kleinsten und größten Akrobaten der Welt. Die Kunstreisen verlaufen nach Wunsch. Ein Bächlein Goldes fließt allmählich in die Dachkammer der daheimgebliebenen Mutter. Dann aber rächt sich die an Fortuna hier naiv, dort verwegene begangene Gewalttat und fällt als Schlag auf den unschuldigsten unter den Handelnden zurück.

Der jüngere Bruder arbeitet leichter und äusserlich glänzender als der ältere, der ihn doch stützt und schützt. Nicht Neid, aber das Leiden des verletzten Knabenehrgeizes untergräbt dieses letzteren Kraft. Die im Zirkus gedeihende Stichelrede — sie kommt aus dem Munde einer kleinen Gefährtin vom Sprungseil — tut das Übrige. Es kommt die Stunde, wo der zitternde und gebrochene Knabe bei der Produktion den Bruder nicht mehr zu halten vermag. Dieser stürzt ab und wird arbeitsunfähig. Signor Ercole macht sich aus dem Staube. Und nicht der wackere kleine Verunglückte, sondern die nun wieder arme und verlassene Frau und Mutter versagt dem Zerstörer des Familienglückstraums den Liebestrost, den er sucht. Der Knabe vermag den Augenblickscharakter der mütterlichen Bitterkeit nicht zu erkennen. Sie treibt ihn ins Wasser, lehrt ihn den Salto mortale, dessen Vorübung die Qual seiner Jugend gewesen war.

Über missbrauchten Kinderfleiß klagt auch die dritte Novelle: „Jugendkönigin“. Die Jugendkönigin trägt ihr Krönlein nicht etwa im Märchenland, sondern in einem schweizerischen Dorfe, wo sie bei einer Schulhauseinweihung im Festzug der Jugend reitet. Ein Märchen erlebt das goldhaarige Kind auf seinem weissen Schimmel, von der Baumblüte überrieselt, allerdings. Denn erst gestern ist ihm die karge Jugend verronnen und für morgen vom Geize seines Vaters der Webstuhl bereitgestellt. Das Mädchen vermag vom glockenläutenden, mit frohem Zuruf grüßenden Feste gewiegt, seine Lage noch einmal zu vergessen. Doch derselbe Festtag, nachdem er die dörfliche Atmosphäre mit Tanz und Spiel erhitzt und im Wirtshaus die Stände wieder getrennt hat, bringt ihr Vereinsamung und, sie ablösend, dämonisch leidenschaftliche Verfolgung. Diese schließlich hetzt sie um die Mitternacht ihres einzigen glücklichen Jugendtages in den Waldteich, der hinter den gewitterstürmenden Felderbreiten auf sie gewartet hat.

Freiwillig geht auch der Held der mittleren Erzählung „Das Pasquill“ insofern aus dem Leben, als er, des Lügens nicht mächtig, sich einer von ihm vorauszusehenden Gewalttat und Misshandlung ausliefert. Er ist ein kleiner Wilhelm Tell, der dem Gessler, hier Schulmeister, im Namen einer gepeinigten und ohnmächtigen Schulklasse entgegentritt.

Die dahinsinkenden Kinder in diesen Erzählungen waren gesund an Leib und Seele, also weder erblich belastet noch frühreif. So knüpfen die Novellen, die Voraussetzungen der nervösen Moderne am Wege liegen lassend, an die bleibende, und, trotz des Zirkusmotivs, typische Kindertragik an. Ohne den Fluch der Armut, ohne die nahe Berührung mit Geiz und Jähzorn, wären diese kleinen Helden wohl gediehen und voraussichtlich auch zu Jahren gekommen.

Form und Gehalt der Novellen stimmen in seltener Weise überein. Es liegt im Vortrag Bossharts eine Strenge, die episches Behagen nicht zulässt, eine Ruhe und Würde, vor denen die quälerisch gemeinten, gar frivolen Spiele des Spottes und der Verbitterung sich nicht hervorwagen. Vielleicht ist es dieser herbe Stolz der Haltung, der, indem er uns ein Pri-

vilegium unserer schweizerischen Anlage vor die Augen führt, uns in den Eindruck dieser Erzählungen eine so starke Befriedigung mischt.

Bosshart baut scheinbar schmucklos, aber wohlbemessen und geschlossen gegliedert. Er bedient sich schöner Parallelen. Die Vorzüge seiner Darstellung sind Kraft und Ökonomie. Er isoliert und spart seine Lichte, wodurch sie etwas überraschendes, begehrenswertes, rührendes erhalten. In weiten Abständen streut er eine Baumblüte in sein Bild. Vereinzelt leuchtet, als ein ideales Gegenspiel zu der Kindernot des ganzen Buches, der festliche Zug der Jugend in der dritten Erzählung. Aber wie schönfarbig und anschaulich ist jenes Maienbild, wie stark duften die Buchshecken und die Hyazinthenbeete!

Im allgemeinen setzt Bosshart an die Stelle des poetischen Schmelzes Bildkraft, Energie der Bewegung, Kraft der Charakteristik. Er benötigt nur weniger Züge, um einen Menschen individuell zu zeichnen und in ein Menschenantlitz eine Schicksalsschrift zu schreiben. Er motiviert auf das sorgfältigste, sodass sozusagen keiner Schuld ihre Legitimation als Lebenstragik unmöglich gemacht wird. Gerne gibt er Personen und Vorgängen symbolische Wirkungen oder Gerätschaften ein dämonisch unheimliches, schicksalkündendes Wesen, sodass in dem streng realistischen Stil romantische Einmischungen nicht fehlen. Die Wohnstatt wiederholt die Physiognomie des Bewohners: „Wie ein finsterner Wächter von seiner Warte blickte das dunkle Haus unter dem breitkrämpigen Hut auf das Dorf hinab; der letzte Abendschimmer spiegelte sich in den Butzenscheiben und gab dem düsteren Wesen ein fast unheimliches Aussehen. Missgunst und Neid schienen ihre gläsernen Augen auf die üppigen Obstgärten, die fruchtbaren Wiesen und Saatfelder zu richten, die sich unten weithin dehnten.“

In der Schlußzene der Jugendkönigin wird der am Waldestor unter den Blitzen wartende Bursche zur Verkörperung der Leidenschaft und der Weg, den er dem im Dickicht verborgenen Mädchen abschneidet, zum Weg ins Leben.

Die Naturschilderungen sind in diesem Buche spärlich und dann eher epischer Art. Der Dichter, seinen Helden auf Schritt und Tritt folgend, verweilt nicht bei dem traumversunkenen Wipfelrauschen; er tut es ihnen nach, die ihre Blicke auf Brunnen, Hag und Feldfrucht, auf den Gang der Sterne überm Hügel gerichtet halten. Die, um mit Gottfried Keller zu reden, „die Sorge auf brennender Au schneiden“.

Bosshart beherrscht die karge, originelle Bauernsprache. Aber er überlässt sie seinen Helden und hält seinen Stil, wo er selbst spricht, von allzuvolkstümlichen Wendungen erfreulich rein. Sein Ausdruck ist gedrungen, plastisch. Er wählt das schlagende Wort.

Sind seine innig erfassten jungen Helden für Bosshart die Träger der Lebensklage, so auch die allerdings in ihrer Mission vom Verhängnis arg gestörten Übermittler seines Idealistenglaubens:

„Manchmal in meinen Träumen sehe ich die beiden Knaben sich im Grabe emporrichten, sich bei der Hand fassen, um von der Welt zu reden, die sie so früh verlassen mussten; dann strecken sie sich wieder hin, zufrieden mit ihrem Los. Denn, wären die Beiden glücklich geworden in einer Welt, wo der Gedanke oft so verschieden ist vom Wort, das Gesicht von der dahinter hausenden Seele, die Überzeugung vom Bekenntnis? Ich bezweifle es; und doch hätten sie leben und die Schar derer vermehren sollen, die beide Füße fest auf die Wahrheit gestellt haben und die einmal, dies

ist mein Glaube, die andern höher tragen werden. Dannzumal wird man wieder Menschen finden, denen es in ihrer Haut und in der Gesellschaft, in der sie leben, wohl ist, die, vom Joch der Lüge und Heuchelei befreit, in allem der Klarheit zustreben und sich zu einer Weltanschauung bekennen, die gebaut ist wie der Mensch selber: die Füße sicher auf der Erde, das Haupt nicht über den Wolken, aber dem Staube abgewandt.“ (Schluss der Erzählung: „Das Pasquill“.)

ZÜRICH

ANNA FIERZ



SCHWARZE SCHMETTERLINGE.

Welche Kontrastwirkung: draußen der Winter mit seinem blendenden Weiß und drinnen im Zimmer eine Schar schwarzer Schmetterlinge!¹⁾ Bald sind Schnee und Eis und die Totenstille ringsum vergessen; denn die Schmetterlinge zaubern den Frühling herbei, den Frühling der Liebe, den Frühling der Menschheit mit all seinen Idealen.

Die schwarzen Flügel haben Metallglanz und klingen wie Edelmetall. Alle Proben sehen wir leuchten, während wir Max Geilingers Lieder lesen und alle Melodien erschallen, freundlich-einschmeichelnde und ernst-dröhnende. In diesem poetischen Tagebuch begegnen wir einem schönheitsdurstigen Menschen mit heißem Herzen und tapferm Sinn. Gradaus strebt er seinem Ziele zu, vor keiner Frage bangt er, und keine Antwort bleibt er schuldig. Dass er nicht bloß auf sonnigen Pfaden mit dem Liebchen lustwandelt, sondern sich meistens hungrig in der Welt umgesehen hat, bezeugen seine Übersetzungen, die er schalkhaft „Fremde Federn“ betitelt und seine „Klänge aus der Wanderzeit“, sowie die das Buch abschließenden wahren Worte des Konfuzius.

Wir haben es also nicht mit einem reinen schmiedenden, tändelnden Lyriker zu tun, wohl aber mit einem vielgereisten und belesenen Manne, bei dem der schlichte Herzenston, so oft er ihn anschlägt, doppelt wirksam ist.

Aus der ersten Abteilung „Klänge der Liebe“ erwähne ich nur „Mit leiser Stimme“ und „Neues Hoffen“, aus den „Klängen aus dem Alltag“, „Wunsch“ und „Guter Rat“, aus den Übersetzungen ein Lied Walters von der Vogelweide und Thomas Moores „Forget not the field“. Die „Totenklänge“ sind alle so schön, dass es schwer hält, einen einzelnen Liebling herauszusuchen. Ganz rührend einfach und wahr ist „Angedenken“. In den „Klängen aus der Natur“ rauschen uns Wald und Meer entgegen. Besonders lieb ist mir das Lenzghasel:

Grau war der Winter, grämlich und kalt;
Aber heut' sind seine Wolken zerrissen.
Am welligen Wiesenhange, am Wald
Blühen die Narzissen.

Freunde, ich bitt' euch, fühlt nicht zu alt,
Freut euch des Lebens mit gutem Gewissen,
Am welligen Wiesenhange, am Wald
Blühen die Narzissen.

¹⁾ MAX GEILINGER. *Schwarze Schmetterlinge*, Verlag von Rascher & Cie. Zürich. 1910.